

Beitragsfreie Renten gegen Armut

# Salz, Seife und Schuhe für die Schule

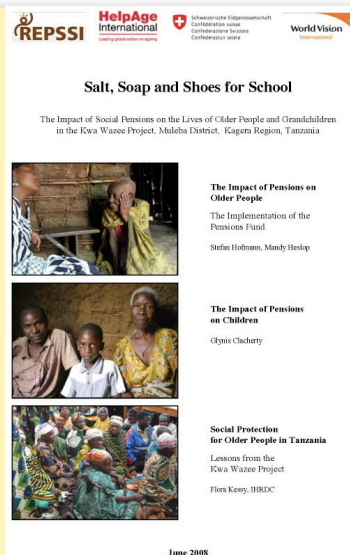
Bescheidene, regelmässige Rentenzahlungen beugen dem Absturz alter Menschen in extreme Armut vor. Sie erhöhen ihre Lebensqualität und stärken ihr Selbstwertgefühl, indem sie die schlimmsten Defizite im Haushaltsbudget beheben. Eine Studie über das Hilfswerk **KwaWazee** bestätigt Erfahrungen eines Pilotprojekts im ländlichen Nordwesten Tansanias.

Die prekären Lebensumstände alter Leute in Afrika gehören zu den in der Öffentlichkeit am wenigsten beachteten Problemen des Schwarzen Kontinents. Viele Internationale Organisationen, nationale Entwicklungsagenturen und private Hilfswerke gehen nach wie vor davon aus, dass die Versorgung der Alten in den traditionellen Familienstrukturen gewährleistet sei. Die Kinder kümmern sich selbstverständlich um ihre Eltern, wenn diese zu krank oder zu schwach sind, einen eigenen Haushalt zu führen. Dabei wird übersehen, dass sich der ehemals durch ein dichtes Geflecht von Bräuchen und Ritualen gesicherte Zusammenhalt längst in Auflösung befindet. Die Mobilität Arbeit suchender Männer, die Verlockungen des Stadtlebens, Elends-Alkoholismus und andere hässliche Begleiterscheinungen der modernen Zivilisation hatten ihre Wirkung schon entfaltet, bevor die Aids-Krise das traditionelle Familien-Ideal vollends zu zerstören begann.

Neben den Waisen und Halbwaisen haben die Alten die schwerste Bürde zu tragen. Viele von ihnen übernehmen notgedrungen ein zweites Mal Elternpflichten, wenn sie ihre Enkel bei sich aufnehmen – die meisten in einem Alter, wo sie den Alltag am liebsten ruhig gestalten und ihre Selbstversorgung mit Bananen, Maniok und Mais durch ein Minimum an körperlicher Anstrengung sicherstellen würden. Stattdessen müssen sie nun, meist ohne jede weitere Unterstützung durch

2003 erhielt der seit Jahren in Tansania lebende Schweizer Soziologe Kurt Madörin seine erste AHV-Rente. Das brachte den ehemaligen Mitarbeiter von «Terre des Hommes» und Gründer des Aids-Waisen-Hilfswerks «Humuliza» auf die

Idee, einen kleinen Teil davon an völlig mittellose Grossmütter weiter zu geben, die verwaisete Enkelinnen und Enkel bei sich aufgenommen hatten. Aus der Idee wuchs in wenigen Jahren ein Hilfswerk, das derzeit – finanziert von den Gönner-Organisationen «KwaWazee» (Schweiz) und «HelpAge» (Deutschland) – jeden Monat über 700 Grossmüttern (und einigen Grossvätern) ein bescheidenes Zusatzeinkommen von 6000 Shilling (rund 5 US-Dollar) bereit stellt. Für jedes betreute Enkelkind erhalten sie weitere 3000 Shilling. Unter dem Titel «Salt, Soap and Shoes for School» belegt nun ein umfangreiches Gutachten die hohe Wirksamkeit der beitragslosen Renten für das Wohlergehen der alten Leute und der Enkel, die bei ihnen aufwachsen.



Verwandte, nicht nur für die Ernährung der Enkel, sondern auch für ihre Erziehung und für ihre Schulung sorgen. Auf staatliche oder kommunale Hilfe können sie dabei nicht zählen. Beistand kommt manchmal von mildtätigen Nachbarn oder von entfernten Verwandten – die aber nicht selten alles andere als Wohltätigkeit im Sinn haben.

## Modell AHV

Als der Schweizer Soziologe Kurt Madörin, der seit Jahren in einer dörflichen Umgebung im Nordwesten Tansanias lebt, 2003 seine erste AHV-Rente aus der Heimat erhielt, begann er, einen kleinen Teil dieses Geldes besonders bedürftigen *Grannies* zur Verfügung zu stellen. An die Gründung eines Hilfswerks dachte er zunächst nicht; er wollte einfach den ärm-

ten der Frauen, die ihm aus seiner Tätigkeit für die Aidswaisen-Organisation *Humuliza* bekannt waren, unter die Arme greifen. Doch bald begannen Freunde aus der Schweiz, eine eigene Organisation – *KwaWazee* – aufzubauen und das Vorhaben mit regelmässigen Zuwendungen zu fördern.

Als Modell ihres Engagements diente Madörin und seinen Helfern die Alters- und Hinterlassenenversicherung (AHV), das staatliche Altersrenten-System der Schweiz. Als die AHV 1948 eingeführt wurde, erhielt die Generation der über 65-jährigen Männer und der über 62-jährigen Frauen eine bescheidene beitragslose Rente (die allerdings durch die Beiträge der arbeitenden Generation finanziert wurde). Eine monatliche Pension in Form von Geld schien den Initianten in Tansania die einfachste Art, Hilfe zu leisten – obwohl ihnen zu der Zeit keine Erfahrungen mit ähnlichen Projekten bekannt waren.

### Rasche Professionalisierung

Um die Bedürftigsten zu identifizieren, konnte sich Kurt Madörin auf Freiwillige des von ihm gegründeten Frauen-Sparvereins (*Women's Saving and Credit Association, WOSCA*) und der Aidswaisen-Organisation *VSI* verlassen. Aufgrund objektiver Kriterien – Gesund-

«Nachdem mein Mann gestorben war, versuchte mein Sohn, mir das Haus wegzunehmen, und er bezahlte sogar Leute, die mich töten sollten. ... Später kam es zum Prozess, und obwohl mein Sohn den Fall weiterzog, habe ich gewonnen. Ich hatte zehn Kinder; drei sind noch am Leben. Eines davon ist der Sohn, der gegen mich klagte – er verkaufte das Land und verschwand. Das älteste ist psychisch krank und das dritte ist die Mutter der beiden Grosskinder. Es gab einen weiteren Sohn, das einzige Kind, das mich unterstützte. Er wurde letztes Jahr getötet. Die Mutter meiner beiden Enkel lebt in der Nähe. Die Grosskinder leben bei mir und sorgen für mich; sie holen Wasser und tragen die Bananen ins Haus, wenn sie geschnitten sind. Meine Hauptsorge gilt dem Haus. Was mache ich, wenn es zusammenfällt? Ein Teil des Hauses wird von Pfählen gestützt. In der Trockenzeit könnte ich mit der Reparatur beginnen. Die Pfähle stehen ja schon, das Problem ist der Lehm für die Wände. Nachher brauche ich Kleider und Betttücher. Die Kanga, die ich trage, kaufte ich, als mein Mann noch lebte. Und wir schlafen alle auf einem Laken und unter einer alten Decke!»



Westlich des Victoria-Sees: Nshamba und Umgebung

heitszustand, Vermögen, Unterstützung durch Familienmitglieder und Zahl der Kinder in ihrer Obhut – erhielten im Dezember 2003 die ersten 55 Frauen aus der Gemeinde Nshamba und den nahen Dörfern Kihumulo, Itongo und Bugurama 3000 Shilling (TZS). Schon kurz darauf, als mehr Geld zur Verfügung stand, stieg der Betrag auf monatlich 4000 Shilling, plus 1500 Shilling für jedes Kind im Pensionierten-Haushalt. Die Auszahlung fand einmal im Monat in den Räumen der WOSCA statt; wer schlecht zu Fuss war, durfte sich das Geld nach Hause bringen lassen.

Nach zwei Jahren war klar, dass die weitere Entwicklung mit Freiwilligen nicht zu bewältigen war. Einzelne Fälle von Rentenklau und Betrug sowie die zunehmende Zahl von Geschwundenen machten die Einrichtung einer professionellen Organisation nötig. Zudem übertrugen Madörin und sein Team ihre Erfahrungen mit psycho-sozialer Gruppenarbeit, die sie im *Humuliza*-Hilfswerk mit den Aidswaisen-Organisationen *VSI* und *Rafiki Mdogo* gesammelt hatten, auf die Betreuung der *Grannies*. Die regelmässigen Treffen der drei Gruppen von Grossmüttern und die gemeinsamen Sitzungen mit ihren Grosskindern entfalteten sehr schnell eine positive Wirkung: Die Beziehungen zwischen Alten und Jungen verbesserten sich; die Grossmütter

«Mein Mann starb 1980, 82 Jahre alt. Nach seinem Tod änderte sich das Verhalten unserer acht Kinder. Sie schlugen und verletzten mich, so dass ich ins Krankenhaus musste. Die Kinder misshandelten mich. Ich musste zusehen, wie die Mitglieder der Grossfamilie meinen Besitz aufzuteilen begannen; die Kinder verkauften ihren Anteil und zogen weg. 2007 sah ich Frauen von hier weggehen, und ich fragte sie, woher sie kämen. Sie sagten, ... sie hätten sich ihre Pension geholt. Als ich hierher (zu KwaWazee) kam ... war gerade Auszahlungstag, und man bat mich, später wieder zu kommen. Eine junge Frau nahm meinen Antrag auf und besuchte mich später zu Hause. Ich zeigte ihr meine Wohnung. Mein eigenes Haus brach letztes Jahr zusammen, deshalb habe ich zwei Räume, wo ich mit meinem Grosskind lebe. Ja, wir erhalten eine Rente in unseren Dörfern, aber es gibt immer noch angemeldete Leute, die keine Unterstützung erhalten. Ich verstehe nicht, weshalb. Vielleicht hat der Computer sie nicht ausgewählt. Wenn wir hierher kommen, um unsere Pension abzuholen, sagen wir in unserem Dorf, wie seien krank, wir gingen ins Spital. Wir verraten nicht, wohin wir wirklich gehen.»

gewannen Selbstvertrauen. Schon bald waren sie in der Lage, ihre Bedürfnisse zu artikulieren und gemeinsam in der Dorfgemeinschaft durchzusetzen. Es entwickelte sich, wie die Einzelgespräche im Rahmen der Projekt-Evaluation zeigten, eine Solidargemeinschaft der KwaWazee-Rentnerinnen.

### Grosse Offenheit

Der Hauch von Frauen-Power schlug sich in den oft über eine Stunde dauernden Interviews nieder. Die Interviewenden wunderten sich über das Engagement der alten Frauen und ihren Willen, etwas für die Organisation zu tun, der sie sich verbunden fühlten. Sie nahmen lange Wartezeiten auf sich, um sich im WOSCA-Gebäude in Nshamba oft weit über eine Stunde lang befragen zu lassen. Und sie hatten – anders als vom Gutachter-Team befürchtet – keine Hemmungen, mit grosser Offenheit über Ängste und familiäre Schwierigkeiten zu berichten.

Probleme entstanden bei der Befragung lediglich, wenn exakte Zahlen- oder Zeitangaben verlangt wurden. Die alten Leute waren zum Beispiel nicht im Stande, die Fläche ihrer Äcker anzugeben; aber sie konnten sagen, wie viele *bakuli* (Schüsseln) Bohnen oder Mais sie ernteten. Etlichen Aufwand mussten die

Befragenden auch treiben, wenn skalierte Antworten verlangt waren. Sie behelfen sich mit Zeichnungen, auf denen der Grad der Zustimmung visualisiert war.

Um konsistente Ergebnisse zu erreichen, liessen die Verfasser der Studie, Stefan Hofmann und Mandy Heslop, neben den Rentenbezieherinnen der «Projektgruppe» in einer «Kontrollgruppe» auch gleich viele Grossmütter ohne Zusatzeinkommen zu Wort kommen. (Sie wurden fairerweise nach Abschluss der Befragung ins Pensionsprogramm aufgenommen.) Die Ergebnisse waren eindeutig: In allen Bereichen, wo das Zusatzeinkommen eine Rolle spielte, kamen die Rentnerinnen besser zurecht als jene, die (noch) keine Pension erhielten.

Am Klarsten manifestierten sich die Unterschiede – sowohl quantitativ als auch qualitativ – bei der Ernährung. 54 Prozent der Rentenbezieherinnen erklärten, sie fühlten sich nach dem Essen satt; in der Kontrollgruppe waren es bloss 26 Prozent. Und neben Mais und Bananen, den Grundnahrungsmitteln, konnten sich die Mitglieder der Projektgruppe deutlich mehr proteinreiche Nahrung – Fisch, Fleisch, Milch – leisten als die Kontrollgruppe.

Sehr deutlich waren die Differenzen auch beim psychischen Wohlbefinden. 44 Prozent der unterstützten Grossmütter hatten «nie oder nicht sehr oft» Angst vor der Zukunft; in der «Kontrollgruppe» waren es nur elf Prozent. Entsprechend ängstigten sich 89 Prozent der Grossmütter in der «Kontrollgruppe» «ziemlich oft oder dauernd»; 56 Prozent waren es in der «Projektgruppe».

### Keine Seife und kein Geld

Auch bei den Kindern waren die Angaben über das psychische Befinden besonders aufschlussreich. Sie zeigten, wie stark die Armut ihr Renommee in der Schule (und damit ihr Selbstwertgefühl) beeinträchtigt: Besonders schlimm sei es, ungewaschen und mit schmutziger Uniform zur Schule zu kommen: «Die Leute schimpfen uns faul und dreckig. Aber wir können nichts machen: Wir haben keine Seife und kein Geld.»

Sowohl die Enkel der Rentenbezieherinnen als auch jene der Kontrollgruppe stimmten darin überein, dass Kinder, die bei ihrer Oma lebten, ärmer sind als andere: «Der Lehrer sieht das sofort, weil die Schuluniform zerrissen ist, und sie haben keine Schuhe.» Und: «Sie tragen keine Socken. Sie sagen, dass sie bei der Grossmutter leben, die kein Geld hat, um Socken zu kaufen.» Der regelmässige finanzielle Zustupf ändert die Situation völlig: «Jetzt, mit der Pension, haben wir Geld. Früher wusste jeder, dass wir bei der Oma lebten, weil wir eine alte Schuluniform trugen.»

Die Gruppendiskussionen, die in zwei Altersgruppen durchgeführt wurden, zeigten, dass die Enkel von Rentenbezieherinnen signifikant weniger unter Depressionen litten, als die Kinder in der Kontrollgruppe. Mit grösseren und kleineren Steinen stellten sie die Probleme dar, mit denen sie sich im Alltag auseinandersetzen müssen. Dank der Pension, die ihre Oma erhält, konnten sie zum Beispiel den grossen Stein, der den Hunger (oder die Angst vor dem Hunger) symbolisierte, aus dem Korb entfernen.

### **Bescheidene Unterstützung**

Die grösseren Kinder der Projektgruppe liessen sich allerdings nicht blenden. Es war ihnen völlig klar, dass die bescheidene Unterstützung nicht alle Probleme lösen kann: Der Stein, der das beschädigte Haus darstellte, blieb im Korb: «Wenn es regnet, dringt Wasser ein. Die Rente ist zu klein, um das zu ändern.»

Auch die Kontrollgruppe, stellte die erfahrene Gutachterin, die südafrikanische Pädagogin Glynis Clacherty, fest, zeigte denselben reifen Pragmatismus. Da ihre Grossmütter bald mit einer Pension rechnen konnten, sollten auch diese Kinder erklären, welche Erwartungen sie hegten. Der Wunsch, ein eigenes Fahrrad zu besitzen, würde unerfüllt bleiben. Hingegen durften sie erwarten, mehr zu essen zu haben, vielleicht auch Schuhe, Brennstoff für den Benzinvergaser und womöglich eine Schuluniform.

Ganz deutlich wurde auch, dass sich das oft schwierige Verhältnis zwischen Grossmüttern und Enkeln dank dem regelmässigen Zusatz-

einkommen entspannte. «Bei uns freuen sich die Kinder, der Oma zur Hand zu gehen. Da sie ihre Pension erhält, kann sie sich um das Essen kümmern. Wenn ich nach Hause komme, gibt es etwas zu essen.» Und ein anderes der 9- bis 12-jährigen Kinder aus der Projektgruppe freute sich: «Wenn sie ihr Geld holt, kauft sie für mich Früchte oder ein Schulheft. Sie ist gut zu mir.»

### **Zum ersten Mal Bargeld**

Wie schwierig es ist, die Alltags-Wirkung beitragsloser Renten in einem von allgemeiner Armut geprägten Umfeld zu bestimmen, lässt sich ebenfalls anhand der *KwaWazee*-Studie ermessen: Denn in Nshamba und den umliegenden Gemeinden ist es nicht damit getan zu fragen, was die Menschen mit dem bescheidenen Geldbetrag anstellen, den sie monatlich zusätzlich erhalten. Es stellte sich vielmehr heraus, dass ein bedeutender Teil der Empfängerinnen dank den Renten zum ersten Mal überhaupt über Bargeld verfügten. Seinen Wert musste man vielen erläutern; manche hatten nie zuvor eine 1000-Shilling-Note gesehen (die Mitte 2008 einen Wert von knapp 90 Rappen repräsentierte).

Die Befragung der Alten ergab, dass mehr als 30 Prozent weder das Haus besaßen, in dem sie lebten, noch die Felder, die sie bebauten. Und nur eine kleine Minderheit verfügte über Hühner oder Ziegen oder andere Zeichen bescheidensten Wohlstandes. Ein Rentner aus der Kontrollgruppe erinnerte sich, dass er sein Velo und sein Radio verkaufen musste, als er krank wurde und nicht arbeiten konnte. Mit einem regelmässigen Zusatzeinkommen, sind solche Notverkäufe nicht nötig.

Das gilt auch für landwirtschaftliche Erzeugnisse. Nicht selten sei der Kaffee – die wichtigste Einkommensquelle in der Gegend – lange vor der Ernte billig verhöckert worden, um nicht hungern zu müssen. «Ein Sack Kaffee bringt eigentlich 40'000 Shilling; wer aber vor der Ernte verkaufen musste, löste bloss 7000 bis 15'000 TZS. Es kam auch vor, dass jemand einen Sack Maismehl gegen zwei Sack Kaffee tauschen musste.» Seit die Leute von *KwaWazee* eine Rente erhalten, müsse niemand mehr vor der Ernte verkaufen, um



über die Runden zu kommen, berichtete eine der Grossmütter.

Das Existenzminimum lag 2001 in Tansania bei 259 Tanzania Shilling pro Tag oder bei monatlich 7700 Shilling; inflationsbereinigt lag der Wert 2007 deutlich über 10'000 Shilling. Nach Uno-Norm, die die Grenze zur absoluten Armut bei einem US-Dollar pro Tag zieht, wären 35'000 Shilling nötig, um nicht zu den Elendesten gerechnet zu werden.

### **Mindestens zwei Mahlzeiten pro Tag**

Auch wenn die *KwaWazee*-Rente von 6000 Shilling zum durchschnittlichen übrigen Einkommen der Bezieherinnen und Bezieher hinzu gerechnet wird – zwischen 1500 in schlechten und 3500 TZS in besseren Monaten – liegen ihre Einnahmen also weiterhin deutlich unter dem Existenzminimum. Schlimmer noch: 40 Prozent der Alten leben unter der Hungergrenze («*Food Poverty Line*»), die derzeit deutlich über 7000 TZS liegen dürfte.

Im Alltag der bedürftigen Alten verdoppelt die gespendete Rente die verfügbaren Mittel und ermöglicht mindestens regelmässig eine zweite Mahlzeit pro Tag. Gefragt, was geschehe, wenn *KwaWazee* dereinst nicht mehr in der Lage wäre, die Renten zu finanzieren, antwortete eine der unterstützten Omas: «Wir würden bald sterben, weil uns niemand wirkungsvoll unterstützen könnte. Das Geld, das uns jetzt zur Verfügung steht, hilft uns auch, Beziehungen (zu Nachbarn und Verwandten) zu pflegen. Ohne die Rente würden die Kinder anfangen, auf Diebestour zu gehen und Nachbarn zu bestehlen. Vielleicht kämen wir alle schnell in Gefängnis.»

Die Nachhaltigkeit von *KwaWazee* ist ein wichtiges Thema. Kurt Madörin und seine Organisation sind sich sehr wohl bewusst, dass ihre Initiative vor allem dazu dient, die Wirksamkeit beitragsloser Renten auf die lokalen Wirtschaftsbeziehungen und auf das materielle und seelische Wohlbefinden der Rentnerinnen und Rentner und ihre Enkelkinder zu beweisen.

Diese Meinung vertritt auch die Sozialwissenschaftlerin Flora Kessy vom IHRDC (*Ifakara Health Research and Development Centre*), die *KwaWazee* in den Kontext der tansanischen Alterspolitik stellt und mit einer sozial- und gesundheitspolitischen Literaturstudie unterfüttert. Sie empfiehlt den Projektverantwortlichen dringend, *KwaWazee* besser in der Region zu verankern. Viele der von ihr befragten Beamten in der Distriktsverwaltung sagten, sie hätten noch nie etwas von dem Hilfswerk gehört. Andererseits stellte sie fest, dass die Spitze der Verwaltungseinheit sehr wohl informiert war. Das heisst: Das Hilfswerk kann zwar auf politische Unterstützung zählen, wird in der Verwaltungspraxis der Gebietskörperschaft aber ignoriert.

Die Helfer von *KwaWazee* wissen allerdings aus Erfahrung, wie schwierig sich der Umgang mit der lokalen Administration gestaltet. Auch der Einbezug der Dorfältesten macht Probleme, wenn diese nicht irgendwie am Geldsegen beteiligt werden – was nicht in Frage kommt. Deshalb will *KwaWazee* in nächster Zeit an einem geeigneten Ort versuchen, eine ganze Dorfgemeinschaft einzubeziehen und aus ihrer Mitte eine Sozialkommission zu bilden, welche den Bedürftigen beisteht und mit dem Hilfswerk zusammen arbeitet. In Sambia, berichtet Kurt Madörin (siehe Interview: «Es bewegt sich etwas»), hat sich dieses Konzept bereits bewährt.

[Mehr über KwaWazee.](#)

[Mehr über Humuliza.](#)

[Interview mit Kurt Madörin.](#)

© Jürg Bürgi, Journalist BR  
Abdruck honorarpflichtig  
<http://www.juerg-buergi.ch>